

DREI BRIEFE ZWISCHEN CARL SCHMITT UND JACOB TAUBES

1.

Carl Schmitt an Jacob Taubes – 29 November 1977

Plettenberg-Pasel

Verehrter Herr Taubes,

Ihren Anruf vom 17. November erwidere ich dankbar und bereit. Die adäquate Wellen-Länge muss sich noch ergeben. Diese Zeilen sind nicht mehr als eine Empfangsbestätigung und – als Bestätigung – noch etwas mehr. Ihr Anruf macht mir meine quälende Situation gegenüber Leo Strauss nachträglich (epi-metheisch) erst ganz bewusst. Der Aufsatz „Spinoza’s Critic of Religion“ (von 1962) war mir unbekannt, als ich meinen „Hobbes-Kristall“ (1963) und meinen Essay „Die vollendete Reformation“ (1965) veröffentlichte. Beides hatte Leo Strauss zum Adressaten; bei dieser Art von „Dialog“ war ich von Anfang an der Besiegte.

Das lässt sich nicht schriftlich explizieren, am wenigsten handschriftlich durch einen 90Jährigen. Ich darf deshalb schnell zum speziellen Thema Ihres Schreibens ein Wort erwidern:

Ihren Vorschlag, das 5. Kapitel meines „Leviathan“ von 1938 in Ihrer geplanten neuen Zeitschrift zu veröffentlichen, empfinde ich als eine Auszeichnung, die etwas anderes und mehr ist als ein „pour le mérite“. Was mir die Annahme unmöglich macht, ist meine Situation und die meines zerstörten Image, meiner „Figur“, die mir in den letzten Wochen und Monaten auf eine ziemlich brutale Weise ins Gesicht geschleudert wird. Damit will ich Sie nicht aufhalten. Es hat über 20 Jahre gebraucht, um einen so einfachen, dokumentarisch klaren Fall wie den des Walter-Benjamin-Briefes vom Dezember 1930, wenigstens für einige, vereinzelte Interessenten philologisch zu klären. Darf ich jetzt versuchen, meine Bitte um Ihr Verständnis für meine Zurückhaltung zu erklären?

Alles was mich heute noch angeht, wird für mich eine Frage Politischer Theologie. Auch Max Weber ist als Revanchist des Versailler Friedensvertrages von 1918/9 am Ende seines Lebens offen das geworden was er war: politischer Theologe. Bei mir bedeutet das etwas, was Hugo Ball 1924 ausgesprochen hat: „in der Gewissensform seiner Begabung erlebt er (CS.) seine Zeit“. Bei mir ist das eine spezifisch juristische Begabung. Mit andern Worten: ich vermag Nomos und Norm zu unterscheiden, eine fundamentale, konstituierende Unterscheidung, deren sich der heutige juristische Positivismus durch Selbstverstümmelung selber beraubt hat. Für die neue Zeitschrift, die Sie planen, ist als Titel und Name das Wort „Kassiber“ vorgeschlagen. Zur Aura eines solchen Namens gehört eine Parole, die für einen Juristen

etwas anderes schreibfest macht als für jeden Andern. Vielleicht genügt diese Andeutung; sie ist kein Urteil über Ihre Ziele und Intentionen. Ich spreche es aus, um einen Vorschlag und eine Sendung wie die vom 17. November nicht „kategorisch“ unbedankt zu lassen.

Inzwischen bleibe ich bei Habakuk 2, 2 ff und 2 Thess. 2, 6 ff. Abyssus vocat Abyssum. Zu Hermann Cohen (mir stets präsent von 1912-1977) hoffentlich ein anderes mal; er bleibt präsent, vor allem weil die Wert-Diskussion noch kaum begonnen hat; Wert und Leben, zu diesem Thema ist Cohen heute noch aktueller als der wackere Schopenhauer, dessen Rechts- und Staatsphilosophie hundertprozentigen Hobbesianismus treuherzig sich aneignet.

Ich bleibe stets Ihr

Carl Schmitt.

[Vorlage: Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Hans Blumenberg]

2.

Jacob Taubes an Carl Schmitt – 18. September 1978

Maison des Sciences de l'Homme
Fondation reconnue d'utilité publique
54, boulevard Raspail
75270 Paris Cedex 06
Tél. 544 38 49

Verehrter Herr Schmitt,

lassen Sie mich Ihnen nochmals Dank sagen für Ihre freundliche ja freundschaftliche Aufnahme, für Ihre Geduld und für Ihre Offenheit mit der Sie auch von den Fehlschlägen im langen Leben eines Legisten sprachen. Auch in seinen Fehlschlägen, so darf ich ein Wort variieren, das mir noch aus Studentenzeiten der Studentenzeit im Ohr klingt, „ein unvergleichlicher politischer Lehrer“.

Just als Erzjude weiss ich zu zögern den Stab zu brechen. Weil in all dem unaussprechlichen Grauen wir vor einem bewahrt blieben. Wir hatten keine Wahl: Hitler hat uns zum absoluten Feind erkoren. Wo aber keine Wahl besteht, auch kein Urteil, schon gar nicht über andere. Was nicht heisst, dass es mich nicht umtreibt zu verstehen was „eigentlich“ (gar nicht im historischen Sinn, sondern eher im eschatologischen des Ernstfalls) geschehen ist – wo die Weichen in die Katastrophe (unsere und die Ihrige) gestellt wurden. Was uns doch zum Thema Politische Theologie bringt, zu jener „parthischen Attacke“ Petersons.

Die brave und gediegene Arbeit der Heidelberger hat, wie ich Ihnen schon andeutete, das Problem nur verdeutlicht. Alles Wichtige steht schon in Politische Theologie II, freilich als Kritik Petersons – ohne zu bemerken, dass die „Schwächen“ Petersons seine Stärke, seine Aktualität – 1935 – ist. Gewidmet Sancto Augustino, eingeleitet durch ein Gebet dass dieser Kirchenvater in einer „Wende der Zeiten“ (ich zitiere aus dem Gedächtnis) uns auch heute beistehen möge, beschlossen durch einen Hinweis auf Carl Schmitts „Politische Theologie“ – mit einem in die Anmerkung exilierten letzten (sic) Hinweis über die theologische Unmöglichkeit einer politischen Theologie . . . diese ganz einmalige Einleitung und Ausleitung war (und ist) ganz an Sie gerichtet (gewesen). Bei einem so bedeutenden Stilisten wie Peterson gilt nicht (nur), was er oft wiederholt, also mit einem Computer aufgearbeitet werden kann (und soll), sondern vornehmlich gilt aufzuhorchen, was einmalig, blitzartig eingeführt ist; seinen „Sprung“ (von Eusebius zu Augustin) gilt's zu beachten. Als ob „Professor“ Erik Peterson solchen selbst nicht „bemerkt“ hätte und hätte, wenn er wollte, nicht „besser“, akademisch zünftig zubereiten können!

Einmalig sind, das haben Sie herausgefunden, der Ausdruck „Führer“, einmalig der Hinweis auf „christliche Ideologie“ für das Theologumenon des Euseb. Erstaunlich auch der Hinweis auf Civitas Dei III 30, der „historisch“ nichts hergibt, aber 1935 brisant aktuell: caecus atque improvidus futurorum verschlüsselt warnend an Sie sich wendet – und Sie nicht erreicht. Sie haben keinen besseren Freund als Peterson gehabt, den Sie auch auf den Weg zur ecclesia gebracht haben. „Treu sind die Wunden, die der Pfeil eines Freundes schlägt“ (kurz auf hebräisch: ne'emanim pizei ohew) sagt der Psalmist irgendwo (hier im „Maison“ keine Bibel zur Hand). Es ist kein „Parther-Pfeil“, sondern ein Christen-Pfeil der Pfeil Petersons.

Obwohl ich es gar nicht leicht nehme, dass das Naziprogramm vom „positiven Christentum“ sprach und man dies sowohl katholisch wie protestantisch „ernst“ nahm (nehmen wollte, aber auch konnte: Hitler und Goebbels waren auch nie aus der „Kirche“ ausgetreten, also wenn ich recht verstehe, haben auch „Kirchensteuer“ bis zu letzt bezahlt!), so war doch mit der „Rassen“frage eine politische „Theo-zoologie“ (der Ausdruck stammt nicht von mir, sondern von Liebenfels, der ihn „positiv“ meint und an Hitler weitergibt) eingeleitet und eingeläutet, die hätte aufhorchen lassen müssen. Oder nicht? Ich kann das nicht vom Innenraum der Kirche her hören . . . ich will nur „verstehen“ lernen, wieso hier nicht die Grenze – empfunden wurde, trotz Röm 13.

Ich versuche mich gerade pflichtgemäss durch die neuere Hobbes literatur hindurch zu lesen und komme aus dem Staunen nicht heraus wie vorbei am Text sie liest – wo doch Hobbes in Bild und Wort an Deutlichkeit es nicht hat fehlen lassen, dass der „Leviathan“ das Verhältnis

des commonwealth (zuerst) ecclesiastical (dann) civil bespricht. Also muss ich zurück zu Ihrem nun vierzig (sic) Jahre alten Büchlein über das Symbol des Leviathan und kann nur traurige Gedanken über den Fortschritt in der Wissenschaft hegen. Ich weiss nicht ob man Hobbes nicht noch mehr à la lettre lesen muss als Sie vorschlagen. Warum soll Leviathan als „literarischer Einfall“ nur gelten? Es ist Hobbes todernst wenn er vom great Leviathan jenem „mortal God“ spricht dem wir – und das ist der springende Punkt – „under the immortal God“ peace und defence verdanken. Darum ist auch that Jesus is the Christ keine Floskel, sondern ein immer wieder kehrender Satz. Darum ist die Staatsmaschine Staatsmaschine doch kein perpetuum mobile, ein tausendjähriges Reich, sine fine, sondern sterblich also ein fragiles Gleichgewicht von innen und aussen, sterblich also auch immer auf der Strecke bleibend. Nicht erst der „erste liberale Jude“ hat jene „Bruchstelle“ entdeckt, sondern der (vom „ersten liberalen Juden“ auch äusserst „geschätzte“) Apostel Paulus, an den ich mich wende in den Wenden der Zeiten, hat innen und aussen, auch für „das Politische“ unterschieden. Ohne diese Unterscheidung sind wir ausgeliefert an die Throne und Gewalten die in einem „monistischen“ Kosmos kein Jenseits mehr kennen. Die Grenzziehung zwischen geistlich und weltlich mag strittig sein und ist immer neu zu ziehen (ein immerwährendes Geschäft der politischen Theologie), aber fällt diese Scheidung dahin, dann geht uns der (abendländische) Atem aus, auch dem Thomas Hobbes, der wie immer power ecclesiastical and civil unterscheidet. Ihr Hinweis auf Barions Hinweis in der Savigny Zeitschrift ersetzt Bibliotheken der Hobbes-„Literatur“.

Ich fahre nach Zürich, wo das Material für mich leichter zu finden ist (ich kann hier weder Barion noch Kempf auftreiben) und will von diesem Hinweis (der doch auch wohl Ihr Hobbes-büchlein verschärfend überholt) die Hobbes-Spinoza vorlesung aufrollen – vor Studenten die bestens Strauss schlimmstens MacPherson als Leitfaden haben. Die Vorlesung ist ein Wagnis in der marxoiden Atmosphäre, sie setzt sich auch bewusst durch Hinweis „nur für Fortgeschrittene“ vom Markt der Philosophicums-Studenten ab, den wir am Institut bedienen und wird wohl unter Ausschluss der Öffentlichkeit sich vollziehen – was ihr nur zum Vorteil gereichen kann.

Seien Sie gewiss non jam frustra doces Carl Schmitt auch wegen der Fehlgänge und Fehlschläge (auch auf den armen Julius Stahl dem ich's ja klammheimlich „gönne“).

Vielleicht kommt noch der Moment, wo wir über die mir jüdisch wie christlich bedeutendste politische Theologie Römer XI sprechen können. Dort fällt auch das Wort „Feind“ und zwar im absoluten Sinn, aber, das scheint mir der springendste aller Springpunkte, verstrebt mit „geliebt“. Dass diese Kapitel „dran“ waren 1935 (und noch sind 1978) das hat Peterson, Ihr

(nach aussen) Kritiker und (nach innen) bester Freund gewusst – und unterscheidet ihn turmhoch von den Existenzialisten seines bedeutendsten Zeitgenossen in neutestamentlicher Exegese, Rudolf Bultmann. Über Peterson wird manch' einer noch den Weg nach Plettenberg finden – müssen.

Freundlich grüsst Sie Ihr

Jacob Taubes

[Vorlage: ZfL Berlin, Nachlass Jacob Taubes. In: Jacob Taubes, Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung, Berlin 1987, S. 39-44, fehldatiert: „1979“ statt „1978“]

3.

Carl Schmitt an Jacob Taubes – 24. November 1978

Lieber, verehrter Herr Taubes: diese beiden, für mich kostbaren Tage Ihres Besuchs werden mich noch lebenslang beschäftigen; die bevölkerungsstatistische Dauer dieser meiner Lebens-„Erwartung“ spielt dabei keine Rolle. Herzlichen Dank! Für Ihre Geduld, und für Ihre Nachsicht mit meiner Randsituation und meinen kaum noch zumutbaren Altersbeschwerden ganz besonderen Dank! Ich habe gestern nachmittag vergessen, Ihnen die beigefügte Fotokopie der Däubler Schrift von 1916 mitzugeben, und füge sie diesen meinen Zeilen bei; machen Sie sich für Ihr Material eine Fotokopie und schicken Sie mir das hier beigefügte Exemplar dann zurück. Die Buch-Schicksale alles dessen was Däubler angeht, sind ungeheuerlich; ich darf Ihnen diese Warnung nicht verschweigen. Eine Topographie im Wolfgang-Fietkau-Stil wäre ein konstituierendes Europäisches Ereignis; auch unter dem Gesichtspunkt der Bedingungen der Möglichkeit eines Nobel-Preises bzw. einer Kandidatur, als heuristisch-fruchtbare Frage, nicht etwa nur ironisch.

Nochmals alle guten Wünsche und herzlichen Dank für die Wohltat dieses Besuches!

Ihr alter Carl Schmitt

[Vorlage: ZfL Berlin, Nachlass Jacob Taubes]